



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Tagebuch.

1.

Brief aus Frankfurt.

Mai.

Feuer auf allen Seiten. — Eduard Devrient und die verbrannte Schauspielerin. — Schlechte Einrichtung des Frankfurter Theaters. — Die Collecten für Hamburg. — Ein Nasenstüber für Herrn Thiers. — Die politische Lehre des Hamburger Unglücks.

»Denn die Elemente hassen
 »Das Gebild der Menschenhand;
 »Aus der Wolke quillt der Segen,
 »Strömt der Regen —
 »Aus der Wolke ohnè Wahl
 »Zuckt der Strahl.«

Das waren drei furchtbare Tage! Zuerst der Hamburger Brand, dann der Eisenbahnbrand in Paris und zwischen beiden die Episode eines Miniaturbrandes auf unserem Theater. Lassen Sie mich mit dem Letztern beginnen, mit dem mindestbedeutenden, und darum auch mit dem mindestbekanntem. Was zählt auch eine verbrannte Schauspielerin in Mitte der Nachricht von einer rauchenden Stadt und 120 Leichnamen in Kohlen und Staub aufgelöst! Aber Jeder ist sich selbst der Nächste. Hamburg, mit seinem eigenen Unglücke beschäftigt, hat keinen Raum für Belleidsbezeugungen an Paris, und die Seinestadt, beschäftigt ihre eigenen Todten zu begraben, hat keinen Sinn für den Jammer der rauchenden Schutthaufen an der Elbe. Wir aber, in der Mitte beider Städte, dort wie hier in vielfachen menschlichen, materiellen und persönlichen Interessen berührt, wir mußten, gleichsam um den Doppelstoß tiefer zu fühlen, durch eine kleine Scene in unserer eigenen Mitte unsere Gefühlsnerven um so stärker gereizt, und unsere Phantasie um so peinlicher gestachelt sehen. Ich glaube nicht, daß das neue Stück von Eduard Devrient: „Treue Liebe“ auf irgend einer

deutschen Bühne besondere Wärme hervorgebracht, auf unserem Theater allein hat es gezündet. Die beiden ersten Akte gingen ruhig vorüber. Im dritten Akte beginnt ein Maskenball; unter allerlei närrischen Masken erscheinen auch die vier Jahreszeiten. Der Frühling im leichten, weißen Mouffelinleidegen steht neben dem ehrwürdigen, grauhäutigen Winter, der eine Spiritusflamme in einer Schale trägt, man weiß nicht, ob sich oder die kalten Zuschauer zu erwärmen. Der graue Bart begünstigt am Spiritus sich zu versengen. Der erschrockene Winter neigt die Schale mit der Flamme unvorsichtig auf die Seite, und zündet den Frühling an. Augenblicklich steht das weiße Mouffelinleidegen in Flammen. Ein Schrei des Entsetzens geht durch die Zuschauer. Die in Flammen stehende Schauspielerin läuft in die Coulißsen, die andern Schauspieler ihr nach. Eine Todtenangst herrscht im Theater — eine Pause von einer Minute — da ertönt ein gräßliches Geschrei, und das arme Mädchen stürzt, lichterloh brennend wie eine Feuerfäule, noch einmal, wie vom Wahnsinn gekehrt, auf die Bühne, durchrennt sie und jagt durch die Mittelthüre — der Vorhang fällt. Man weiß nicht, ist die Bühne angezündet? Der Eindruck des Hamburger Gräuels liegt noch in allen Gemüthern frisch und neu. Die Frauen suchen kreischend ihre Hüte und die Thüren. Eine Verwirrung geht durch alle Räume. Man findet den Ausgang nicht, denn die Ausgangsthüren werden erst spät aufgesperrt. Zum Glück erscheint der Direktor auf der Scene, todtenbleich, die Hand verbrannt; er bittet um zehn Minuten Geduld, er versichert, es sei keine Gefahr, und er werde bald wiederkommen, um vielleicht das Stück weiter spielen zu lassen. Aber es blieb bei den beiden Akten, und das Publikum ging aufgeregt von Schreck und Mitgefühl nach Hause. Die arme Schauspielerin, welche die Veranlassung zu dieser Schreckensscene gab, führt einen bekannten Künstlernamen, sie heißt Dännecker, und kam erst zwei Tage früher von Würzburg an die hiesige Bühne. Ihre Wunden, obgleich gefährlich, sind doch nicht tödtlich, und der vermittelnden Hilfe des Arztes und dem Beistand einiger Menschenfreunde wird es wahrscheinlich gelingen, sie zu retten. Leider kam der Arzt erst 40 bis 45 Minuten nach dem Vorfall, auf die Bühne. Dies und noch mancher andere Umstand zeigte dem Publikum, auf welche unverzeihliche Art die Sorglosigkeit für Unglücksfälle an unserem Theater herrscht. Nicht nur das bei jeder bedeutenden Bühne der Theaterarzt oder sein Substitut bei jeder Vorstellung gegenwärtig sein muß, so ist auch namentlich bei Feuergefahr unser Theater den gräßlichsten Folgen ausgesetzt. Die elenden, unanständigen Fegen, mit welchen der schmutzige Saal decorirt ist, sind so leicht geneigt, die Flammen zu verbreiten! Von einem eisernen Vorhang ist natürlich keine Rede und zum Allerschlimmsten sind auch noch die Ausgänge so fest verrammelt, als gälte es, eine wilde Zahl Galeerenclaven einzusperrn. Es ist dies weniger Schuld der Direktion, als des alten Vorhimmels, und zum Theil der Stadt selbst, die, statt das Haus auf eine anständige Weise herstellen zu lassen, den Tempel Theatras eher einer angerauchten Schiffskajüte als einem Erholungsort für die Bewohner einer der reichsten und schönsten Städte Deutschlands gleichen läßt.

Doeh ich will nicht allzuscharfen Tadel gegen unsre Stadt, in demselben

Augenblicke aussprechen, wo sie sich auf eine andere Weise so großartig und wahrhaft würdig bewiesen hat. Sie werden in den politischen Zeitungen gelesen haben, daß gleich am dritten Tage nach Eintreffen der Unglücksnachrichten aus Hamburg, unsere Stadt eine Unterstützungssumme von 100,000 Gulden für die Abgebrannten votirte; sobann eine Privot-Akte, die in dem Augenblicke, in welchem ich Ihnen dies schreibe, noch nicht beendet ist, wird sich gleichfalls auf 100,000 fl. *) belaufen, dazu die Collecten von einzelnen Corporationen, Theater- und Concerteinnahmen und ähnliches mehr — so daß im Ganzen eine Unterstützungssumme von 400,000 Gulden, also gegen eine Million Franken, von Frankfurt allein gesteuert wird. Wie viel wir uns aber darauf zu Gute thun, die Schwesterstadt in solchem Grade zu unterstützen, um so mehr überrascht uns die unerhörte Theilnahme anderer, zum Theil ganz unbedeutender Städte. Wenn Berlin und der König an der Spitze so Außerordentliches gesteuert, so kann man dies auch mit politischen Gründen motiviren; Preußen wünscht den Anschluß Hamburgs an den Zollverein, und ergreift die Gelegenheit, auf eine schöne und großmüthige Weise den Hansestädten das Beispiel zu geben, wie ihre Isolirung in ersten Tagen Ihnen gefährlich würde, und wie ein allgemeines deutsches Band unzählige Wohlthaten zur Folge hat. Aber wenn Städte zweiten und dritten Ranges wie Coblenz, Hannover u. s. w. so Großartiges leisten, wenn einzelne Journalredaktionen Zehntausende von Gulden aus dem Kreise ihrer Abonnenten sammeln — wenn eine verunglückte Stadt gleich in den ersten zwei Wochen eine Unterstützung von mehreren Millionen erhält, dann stehen wir mit Erstaunen und Bewunderung da vor der Größe und dem mächtigen Gemeinfinn des deutschen Vaterlandes. Denn wahrlich, das Unglück, welches ein kleines Glied Deutschlands betroffen hat, ist von ganz unbedeutenden Folgen in Vergleich seiner schönen und glücklichen Resultate, welche für die deutsche Gesamtheit aus dieser Gelegenheit erwachsen sind. Drei Hauptpunkte stellte das Hamburger Ereigniß dem Beobachter vor's Auge; drei Punkte, die namentlich dem Auslande Achtung und Bewunderung vor Deutschland lehren müssen. Zuerst die Einigkeit des Nationalgefühls, dann die Wohlhabenheit der deutschen Länder und endlich die raschen Verbindungsmittel unter den einzelnen Gliedern. Möge immerhin Herr Thiers der französischen Kammer Märchen aus tausend und eine Nacht vorerzählen, und ihnen sagen, Deutschland glaube, es habe Eisenbahnen. Die Schnelligkeit, mit welcher man von Berlin aus Lebensmittel und Mannschaft nach Hamburg brachte, wird ihm beweisen, daß ein zweiter Davoust schlechte Geschäfte machen würde. Die ungeheuren Summen, welche aus allen Gebieten Deutschlands, wie durch einen Zauberschlag aus unsichtbaren Quellen plötzlich sprangen, geben den Beweis, daß diese „pauvre Allemagne“ doch nicht gar so pauvre ist, und die Einigkeit des Mitgefühls, trotz Parteitrigkeiten und Journalfehden, mag die Lehre geben, daß Brand und Kriegsgefahr in Deutschland eine eintige Nation finden. Wir wollen abwarten,

*) Rothchild hat 5000 fl. bezeichnet; Bethman 3000 fl. u. s. w.

bis die Unterstützungslisten geschlossen sind, und bis der Senat von Hamburg officiell erklären wird, wieviel die deutschen Länder und Staaten beigetragen haben, und dann wollen wir diese Summen in dem uncentralisirten Deutschland mit jenen vergleichen, welche das centralisirte Frankreich nach dem überschwemmten Lyon gesendet hat! Und wahrlich nicht bis zum Abschlusse brauchen wir zu warten — schon jetzt zeigen die Journale auf welche Seite die Waage sich neigt, schon jetzt — und noch sind die Collecten nicht zur Hälfte beisammen. —

L. B.

2.

Literarische Notizen aus Hamburg.

Mai. *)

Das wissenschaftliche und Kunstleben stand zu andern Zeiten in Hamburg unbestreitbar weit höher, denn jetzt. Der Kaufmann glaubt sich emancipirt zu haben, und verdrängt und erstickt mit seinem gemachten Raisonnement wahre Poesie; er hat ein Urtheil über Alles, und ist, man muß gestehn, im Gebiet des Wissens bewanderter, denn sonst. Aber die stilllicke Kunst und die innere poetische Welt erschrickt vor dem Geldwechsel und dem Calcul, der ihr wie eine Elle angelegt wird. Hamburg ist in Bezug auf Kunst und Poesie in mancher Hinsicht verwaist. Wienberg hat in neuester Zeit einen verzweifeltsten Versuch gemacht, aus seiner Lethargie herauszutreten, und es ist seine Schuld, wenn dieser Versuch so gut wie gescheitert; Vorlesungen über neue Dramaturgie, wie Vorlesungen vor competenten Zuhörern überhaupt, schüttet man wahrlich nicht aus den Ärmeln; und ohne Fleiß und wirkliche Studien können alle Pöbdeleien den Mann nicht zum Genie emporzuschrauben. Wienberg ist noch nicht aus seinem burlesken Nimbus hervorgetreten, und was ihn tiefer niederhält sind Sorgen; jüngst starb sein Sohn, und es ist kläglich, den starken Mann unter doppeltem und dreifachem Gewicht sich beugen zu sehen. Auch Theresie ist fort, vielleicht führt sie das Erscheinen ihres jüngsten Werkes: Theresens Tagebuch (bei Bieweg in Braunschweig) zurück. Hebbel lebt außerhalb der Stadt, man hört und sieht wenig von ihm, seine Gedichte werden bei Campe erscheinen, seine Geneveva soll schön sein. Uebrigens leidet er an jenem starkausgeprägten Nebel, das man schroffen Ehrgeiz nennt, das macht ihn ungentesbar. Schirges redigirt während der Abwesenheit seines Freundes den Telegraphen; von ihm erscheint bei Campe »Memoiren einer Feder«. Sonst sind noch eine Menge sogenannte Literaten hier. Die von Wille redigirte »Zeit« steht still, und so schläft manches andre ein. Unter den neuesten Blättern ist das von Leitz redigirte beachtenswerth, die Modezeitung. Uebrigens fehlt es nicht an Pasquillanten und gehässigen Meibereien. Höder an der Spitze, dem nichts heilig. Es ist keine Spur mehr vom Geiste Klopstocks, Sageborns, Claudius u. A.

*) Vor dem Hamburger Brande eingekandt.

Vielleicht daß unter den Bessern in der Stille gewirkt wird. Das Theater steht auf schwachen Füßen. Gegenwärtig verleiht Clara Stich und Francilla Piris der Bühne einigen Reiz, wie es heißt wird die Rachel von Paris kommen. Dr. Wollheim hat ein zweites Stück von Stapel gelassen: Tilly's Tod. Es ist, wie das erste: Dom Sebastian, ein Gemengsel von sprachlichen und dramatischen Schönheiten und Halbheiten; der Verfasser hat viel Talent, macht es sich aber gerade so bequem, wie es das verbildete Publikum jetzt gestattet, das in der That den Geschmack am Einfachen und Erhabenen eingeübt zu haben scheint. Nach vielen Concerten spürt man jetzt das Bedürfnis, sich auszuruhen. Das wäre ein großer Gewinn.

—g—

3.

Klaudereien aus Brüssel.

Schon seit vierzehn Tagen dauern die Debatten der Repräsentantenkammer über die vom Ministerium in Antrag gebrachten Modificationen der Gemeindeverfassung, und noch hat es das Aussehn, daß dieselben sich ein Paar Wochen länger hinziehen werden. Zu beklagen ist dabei, daß so manche andere bringende Geschäfte in der gegenwärtigen Sitzung wohl nicht mehr erledigt werden können. Dahin ist vornehmlich eins zu rechnen, dessen wir schon früher Erwähnung gethan haben; nämlich, die Uebereinkunft, welche der Staat mit der Stadt Brüssel zu treffen beabsichtigte, wegen Veräußerung des städtischen Museums mit seinen reichen Sammlungen, seiner Bibliothek zc. an die Regierung. Uebnahme der Staat das Museum nebst der Bibliothek, so würde nicht nur der Stadt selbst die drückende Schuldenlast abgenommen, sondern diese Sammlungen und Gebäude würden mit denen der Regierung zugehörigen vereinigt, und durch die reichlicheren Mittel derselben gefördert, eher einen ausgedehnteren Nutzen bringen können. Brüssel befindet sich in einer schwierigen Lage. Die Kosten der Verwaltung verwickeln sich immer mehr; die Hülfquellen der Stadt dagegen bleiben so ziemlich unverändert. Gegenwärtig kann man auf Brüssel, mit Einschluß der Vorstädte, gegen 130,000 Einwohner rechnen. Aber die eigentliche Stadt zählt nicht mehr als 100 bis 103,000. Das Leben, der erfreuliche Zuwachs, den man hier bemerkt, betrifft fast allein die Vorstädte, deren Verwaltung von der Stadt selbst gänzlich getrennt ist, so daß die tägliche Zunahme der Bevölkerung der Stadt selbst in finanzieller Hinsicht nur wenig einbringt. Nun hat man zwar schon längst davon geredet, die Vorstädte mit ins Stadtgebiet zu ziehen, wodurch Brüssel eine außerordentliche Ausdehnung erhalten würde. Allein einer solchen Maßregel haben sich bislang noch unüberwindliche Hindernisse entgegengestellt. Denn die Vorstädter befinden sich in ihrer jetzigen Lage ganz wohl, und sind keineswegs genehm, dieselbe gegen die Ehre der Brüsseler Stadtgenossenschaft zu vertauschen. Sie genießen alle Vortheile, alle Annehmlichkeiten, welche das Leben in der Hauptstadt gewährt; ohne die Lasten desselben tragen zu müssen. Die ganze öffentliche Welt liegt ihnen so nahe, wie dem Anwohner der Repräsentantenkammer oder dem Nachbar des Stadthauses; Gesellschaften, öffentliche Feste, Schauspiel, Concerte zc.

die Auswahl aller Dinge des Bedarfs und des Luxus, das Alles steht ihnen nicht anders zur Verfügung, als denen, welche intra muros wohnen; das einzige, was sie von den Stadtbewohnern unterscheidet, ist, daß ihre direkten Steuern um die Hälfte geringer, die indirekten aber ohne allen Belang sind, und daß sie gar keine eigentlich städtischen Abgaben zu leisten brauchen. Es wird also wohl noch lange Zeit währen, ehe die Brüsseler die Gräben sich ausfüllen sehen, welche jetzt den theuren Boden ihres Reichthums von den Umwohnern abscheldet.

Durch die Finanzklemme, an der Brüssel leidet, erklärt es sich, daß diese Stadt seit 1830 keine einzige bedeutende Verschönerung gemacht hat. Hinsichts neuer Bauwerke hat Gent bei weitem den Vorzug vor Brüssel. In der flandrischen Hauptstadt bewundert man, außer dem schon früher errichteten prachtvollen Universitätsgebäude, das Casino, das neue Theater und den Justizpalast, welcher jetzt im Bau begriffen ist. Diese Bauwerke gereichen Herrn Roelants zur größten Ehre, welcher ohne Widerrede gegenwärtig der erste Architekt des Landes ist. Brüssel dagegen hat nichts von Bedeutung gebaut, wenigstens nichts, das vornehmlich auf die Verschönerung der Stadt berechnet wäre. Freilich dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß die Anlage der großen Boulevards, wofür keine Stadt Belgiens etwas ähnliches aufweisen kann, sehr bedeutende Summen gekostet hat. Die neuern Kunstwerke indessen, welche die Stadt zieren, und die, wenn auch nicht zahlreich, doch in künstlerischem Betracht nicht unerheblich sind, verdanken ihr Dasein theils dem Staate, theils Privatunternehmern. Unter den schon älteren Anlagen dürfen wir den auf einen großen Plan berechneten botanischen Garten nicht übergehen, welcher das Werk einer Privatgesellschaft ist. Das Denkmal des General Wellard, zur Seite des Parks, ist durch eine freiwillige Subscription zu Stande gekommen. Das große Standbild auf dem Märtyrerplatze ist durch die Mittel des Staates errichtet worden. Eine Privatgesellschaft ist es ferner, welche den neuen Bahnhof an der nördlichen Stadtseite unternommen hat, desgleichen den Durchbruch der langen Neuen Straße bis zu dem Kölner Thor.

In der That, wenn man die Geschäftigkeit der Privatgesellschaften, deren Werke einer ganzen Stadt zur Ehre gereichen würden, betrachtet, so mag man wohl sagen, daß Brüssel für das, was es als Ganzes für den Augenblick nicht leisten kann, durch den Unternehmungsgelst der Vereine seiner Bewohner vollkommen entschädigt wird. Es ist abermals eine Gesellschaft, welche jetzt Brüssel mit einem wahrhaften Denkmale der Baukunst beschenken will. Wir meinen die St. Josephskirche, welche jetzt in der Leopoldstadt erbaut wird. Der Plan dazu ist von Herrn Suys, Architekten des Königs, im römischen Styl entworfen; die Fassade wird aus blauen Quadrern gebaut, zwei Thürme werden das Ganze vollenden. Diese Kirche wird sich bald den ersten Rängen unserer Hauptstadt anreihen; besonders wird sie die Aussicht auf die Stadt von der Ostseite her heben. Die hiesige Bürgergesellschaft beabsichtigt, später einen Industrieepalast zu errichten, und es ist zu vermuthen, daß sie damit dem städtischen Vorhaben, einen Justizpalast zu bauen, wovon im Winter stark die Rede war, zuvorzukommen wird.